

Nr. 79. Bromberg, den 1. Mai 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(9. Fortsetzung.)

Der Wintergarten ist dämmerig erleuchtet. Unter einer großen Palme stehen zwei Sessel aus Bambusrohr, darüber schweben ein paar Papageien, und wundervoll prangende Orchideen blühen in hängenden Ampeln. Isolde Milanius tritt am Arm Werner Hölderlins ein. Mit sanfter Gewalt führt er sie hierher, und auf ihrem Gesicht liegt ein abweisendes Lächeln. Trotzdem ist sie gefolgt. Sie weiß, was jetzt kommen soll, und sie hat ihrem Vater versprochen, nicht nein zu sagen, wenn Werner Hölderlin um sie wirbt.

Warum auch nicht, warum soll sie warten?

Severin Magnus?

Sie glaubt wirklich, daß sie ihn liebt — ja, sie liebt ihn, aber sie weiß, daß er nichts ist denn ein Abenteurer, als ein phantastischer Tor, sie weiß, daß er arm ist, weiß, daß der Vater ihm sein Haus verboten. Isolde Milanius ist keine Kämpferin, ist in erster Linie Dame der Gesellschaft. Prüfend gleitet ihr Auge über Werner Hölderlin hin. Sie werden ein schönes Paar abgeben. Sicher. — Sie setzen sich in die beiden Sessel, unter die grünen Fächer der Palmen.

„Gnädiges Fräulein, ich glaube, Sie ahnen bereits, warum ich Sie um diese Unterredung bat. Gestatten Sie, daß ich Ihnen sage, wie sehr ich Sie liebe, und wie sehr ich mich glücklich schätzen würde, wenn —"

Werner Hölderlin verstummt. Zum erstenmal in seinem Leben ist er befangen. Wie hölzern, wie nüchtern klingen die Worte, denen er vergebens einen warmen Ton zu geben versucht! Vor seinem Auge steht plötzlich die kleine, glutäugige Ria. Er fühlt ihre weichen Arme um seinen Hals. Es ist ihm, als sähe er ihren roten, zum Kusse gebotenen Mund, dann blickt er auf Isolde Milanius. Ihr Gesicht ist verändert, fast entsetzt sieht sie ihn an. Sie hat sich etwas vorgebeugt und ihre Hände auf die Lehne des Sessels gestützt.

„Sie lügen ja, Herr Hölderlin! Gerade in diesem Augenblick, in dem Sie mir von Ihrer Liebe zu sprechen wagen, denken Sie an eine andere!"

Wie ein Donnerschlag treffen Werner die Worte. Wie kann Isolde seine Gedanken erraten?

„Aber —"

„Reden Sie nicht! Mir ist, als sähe ich die Frau vor mir! Schwarzhaarig, zigeunerhaft —! Und Sie, Sie wagen mir —!"

Isolde lehnt sich zurück. Ganz plötzlich überkommt sie, die Stolze, Beherrschte, ein Gefühl der Schwäche, und auch vor ihren Augen, vor ihren Gedanken steht ein anderes Bild. Wie kalt, wie geschäftlich klang diese Werbung, und wie heiß waren die Worte, die vorhin Severin ihr zugeflüstert! Aber jetzt hat auch Werner Hölderlin seine Ruhe wiedergefunden.

„Gnädiges Fräulein, wir haben einander nichts vorzuwerfen. Sie sind mir gefolgt, weil Sie wußten, was ich Ihnen zu sagen habe, und doch denken Sie in diesem Augenblick an Severin Magnus."

Isolde springt auf. Sie ist dunkelrot geworden.

„Wie können Sie —?"

Sie will sagen, „Wie können Sie wissen?" Aber sie spricht:

„Wie können Sie wagen —?"

Beide haben es nicht bemerkt, daß hinter ihnen im Dunkel eines Gebüsches von Riesenfarren Magnus steht und sie belauscht. Über sein Gesicht geht ein triumphierendes Lächeln. Sein Werk war wieder einmal nicht vergebens. Nicht vergebens, daß er vorhin, im Wintergarten allein, die beiden Dosen des Radio-Celebrators an den Stühlen verbarg und die Kontakte mit der Rundfunkleitung des Hauses verband. Werner Hölderlin hat in ihren Gedanken gelesen, und er hat laut verkündet, was jene Gedanken gesprochen.

Isolde Milanius liebt ihn.

Leise verläßt Magnus den Wintergarten.

Werner und Isolde stehen nebeneinander.

„Lassen Sie uns vernünftig reden. Wir sind moderne Menschen, wir wissen, daß wir beide in jeder Weise gut zueinander stimmen. Ich biete Ihnen meine Hand und versichere Sie meiner tiefsten Ehrerbietung und Verehrung."

Sie braucht Zeit, sich zu fassen. Jetzt wirft sie das Haupt stolz zurück.

„Und wissen Sie, Herr Hölderlin, daß Sie mit diesen Worten eingestehen, daß eine seltsame, mir selbst unbegreifliche plötzliche Ahnung recht hatte, daß Sie im Augenblick, als Sie es wagten, mir von Liebe zu sprechen, an ein anderes Weib, jedenfalls Ihre Geliebte, dachten?"

Er ist ein tüchtiger Kaufmann und ein vollendeter Lebemann, Herr Werner Hölderlin, aber nicht so gewandt, um diesen Schlag zu parieren.

„Mein gnädiges Fräulein —"

„Genug, lassen Sie mich allein. Ihr Antrag ist eine Beleidigung!"

Die Worte, die Isolde Milanius ihm in das Gesicht geschleudert, sind wie Schläge. Zorn steigt in ihm auf und häßliche Wut. Jetzt will er sich rächen.

„Ich habe wohl recht, gnädiges Fräulein, wenn ich annehme, daß nicht die Abneigung vor meiner Person, als vielmehr Ihre Liebe zu dem Abenteurer Doktor Severin Magnus der Grund Ihrer Ablehnung und der sinnlosen Beleidigungen ist, die Sie mir in das Gesicht werfen. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Ehe mit Doktor Severin Magnus. Ich habe die Ehre, gnädiges Fräulein."

Er macht eine kurze, steife Verbeugung und verläßt den Wintergarten.

Isolde steht starr vor jähem Entsetzen. Das wagte ein Mann ihr zu sagen? Ihr, Isolde Milanius?

Was soll sie tun?

Ihren Vater aufsuchen, augenblicklich dieses Haus verlassen. Sie tut einen Schritt zur Tür, dann bleibt sie stehen. Es ist ein Eklat, ein gesellschaftlicher Skandal. Er wird auf ihr haften bleiben. Sie sucht ruhig zu werden. Nein! Einen Skandal wird sie nicht hervorrufen! Aber in die Gesellschaft kann sie nicht zurückgehen. Jetzt nicht — ganz unmöglich. Sie wankt zum Sessel zurück und läßt sich hineinsinken. Sie schließt auf einen Augenblick ihre Augen, um ruhig zu werden. Seltsam! Sie wird ruhig. Ihr ist, als ob irgend jemand, der gar nicht hier ist, ihr mit linder Hand über die Stirn striche. Ihre Gedanken werden friedlicher.

Ein Glück ist es, daß es so kam. Eine Törin wärst du gewesen, hättest du diesem Mann dich verlobt. Du liebst ihn ja nicht. Ein Geschenk des Himmels ist es, daß du in diesem Augenblick an jenes Mädchen dachtest. Es ist ja gar nicht seltsam, daß du es tatest, denn das Verhältnis Werner Hölderlins zu der Tänzerin Ria Ré ist ja stadtbekannt. Ist dir zugetragen durch tausend Klatschereien."

Sie lächelt noch immer mit geschlossenen Augen.

Und wie er es zugab, wie er hilflos war, und wie er dann den brutalen Emporkömmling zeigt, in seiner Sucht, sich zu rächen! Nein, ein Glück, daß es so kam. — Da war denn Severin Magnus doch ein anderer. Er ist stillschweigend gegangen, als der Vater ihn abwies, und hat sich in der Einsamkeit verloren. Heute sah sie ihn zum erstenmal wieder. Wieder sprach er von seiner Liebe. Er, den alle verlassen, der arme Severin Magnus.

Sie sieht auf. Ein Erschrecken zuckt durch ihren Körper. Zum zweitenmal schießt ihr das Rot in die Wangen. Ihr gegenüber im anderen Sessel sitzt Magnus. Natürlich ahnt sie nicht, daß er es war, der diese besänftigenden Gedanken auf sie überdacht hat.

Sie will aufspringen.

„Herr Doktor!"

Er faßt ihre Hand.

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, Sie sind nicht wohl. Ich beobachte Sie einige Minuten. Kann ich Ihnen helfen? Soll ich Ihren Herrn Vater rufen? Ich bitte, sehen Sie in diesem Augenblick in mir nichts anderes als den besorgten Arzt."

Wie dankbar sie ist! Wie edel er handelt! Und sie fühlt, wenn er in diesem Augenblick wieder von seiner Liebe spräche, sie würde ihm an den Hals fallen, sich mit ihm verloben, öffentlich, jetzt.

Gerade dieser Gesellschaft zum Trotz. Und sie fühlt, als ginge von ihm ein stilles Fluidum hinüber zu ihr, daß er sie liebt. Sie steht auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, es war nichts —. Eine kleine Unpäßlichkeit."

Jetzt stehen sie nebeneinander.

„Und ich fürchtete, es hätte Sie jemand beleidigt. Fräulein Isolde, ich weiß, daß Sie nichts für mich empfinden. Ich weiß, daß ich in Ihren Augen nichts bin als ein Abenteurer, doch das lassen Sie mich zu Ihnen sagen: brauchen Sie je einen Freund, brauchen Sie einen Verteidiger Ihrer Ehre, ich bin in jedem Augenblick bereit, mein Blut und mein Leben für Sie zu geben."

Seine Stimme ist ehrlich und warm.

Sie sitzen nicht mehr auf den Stühlen, in denen der Celebrator ihre Herzen entschleiert. Sie kann es nicht wissen, ob auch dieser Mann anderes spricht, als sein Herz es fühlt. Aber sie hat vor ihm ihre abweisende Hoheit verloren. Sie richtet sich auf. Ein weicher Zug liegt über ihrem Gesicht. Sie drückt seine Hand.

„Herr Doktor."

Unwillkürlich legt sie sich an ihn, da legt er den Arm um sie herum, beugt sich zu ihr nieder.

„Isolde, wirklich?"

Sie hat die Augen geschlossen und nickt ganz unmerklich. Da drückt er ihr einen Kuß auf den Mund. Sie fährt auf. In diesem Augenblick blickt sie in seine Augen — in sein Gesicht — ein Schauer läuft über ihren Körper. In dieser Sekunde weiß sie, daß sie auch diesen Mann nicht liebt, weiß, daß sie ihn fürchtet — weiß, daß er ein Dämon ist und kein fühlender Mensch. Sie reißt sich los und eilt in die Gesellschaft zurück. Severin Magnus sieht ihr nach und fühlt sich als Triumphator.

*

Der Ball geht weiter. Isolde hat sich unter die Tänzer gemischt. Werner Hölderlin ist im Saal nicht zu sehen. Auch Erika tanzt. Hübsch wie sie ist, fliegt sie aus einem Arm in den anderen und tanzt, weil sie jung ist. Ulrich Gerlach steht an einem Pfeiler und sieht zu. Er hat natürlich kein einziges Mal getanzt. Schon weil er die Tänze nicht kennt. Sein Auge verfolgt unablässig die einzige, die ihn unter diesen hundert geputzten Menschen interessiert.

Es ist Pause. Die Paare promenieren im Saal. Erfrischungen werden herumgereicht. — Wie entzückend Erika Milanius aussieht, mit ihrem zarten, erhitzten Gesicht. Er ist ihr auch vorgestellt worden. Ganz im Anfang. So wie sie alle einander vorgestellt wurden, ohne daß einer den Namen des anderen verstand. Wie gerne hätte er sie angeredet! Wie bedauert er nun um ihretwillen, daß er nicht zu tanzen versteht. Und da geschieht das seltsame, das ihm unfaßbare Wunder: Erika Milanius steht neben ihm und redet ihn an.

Auch er ist ihr aufgefallen, dieser hübsche, schlanke Jüngling mit dem blassen Gesicht und den großen, blauen, traurigen Augen, der so ganz anders ist, als alle die anderen.

Wie lächerlich das ist! Sie empfindet Mitleid mit ihm. Sie hat das Gefühl, als müsse sie seiner sich annehmen.

„Sie tanzen gar nicht?"

Sein Herz schlägt unwillkürlich heftig und er vermag kaum zu sprechen vor Glück über diese unwahrscheinliche Fügung des Himmels.

„Meine Mutter starb erst vor wenigen Wochen, gnädiges Fräulein. Auch bin ich hier vollkommen fremd in der Gesellschaft und — Sie werden mich auslachen, gnädiges Fräulein — ich kann gar nicht tanzen."

Auch seine sanfte, weiche Stimme ist ihr sympathisch. Eben beginnt wieder die Musik. Ein Herr schießt auf sie zu.

„Meine Gnädigste, darf ich bitten? Ein Shimmy."

„Ich danke, ich bin engagiert."

Einen fragenden, glücklichen Blick wirft Ulrich Gerlach zu ihr hinüber, und sie errötet über die Unwahrheit, die sie sprach. Aber sie faßt sich schnell.

„Ich möchte nicht allzuviel tanzen. Kommen Sie, führen Sie mich in den Wintergarten. Plaudern wir. Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter."

Sie nimmt seinen Arm, er fühlt ihre leichte, zarte Hand und weiß sein Glück nicht zu fassen. Erstaunt sehen die Umstehenden auf das Paar.

„Der junge Gerlach. Er, der kein Wort zu reden wagte, und Erika Milanius?"

Sie sind im Wintergarten. Wie heimatlich ihn die Palmen anmuten, die Papageien oben, die Orchideen und die dunkelroten Blumen, die Erika in ihrem Schwarzhaar trägt. Seine Gedanken schweifen in weite Fernen. Rote Orchideen, sehen sie nicht fast aus wie roter Hybiscus? Jetzt plötzlich wagt er zu sprechen.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, noch vor wenigen Wochen lebte ich unter solchen Palmen."

Sie sieht ihn. Wieviel hübscher noch ist er jetzt, da stille Sehnsucht und leises Heimweh aus seinen Augen leuchtet. Sie drückt seine Hand.

„Setzen wir uns, erzählen Sie mir etwas von Ihren Palmen."

Ihr ist eigen zumute. Sie fühlt sich nicht wohl in den Kreisen, in denen ihre Schwester die umschwärmte Königin ist. Sie macht sich nicht viel aus diesen Tänzen. Sie hat eine unwillkürliche Abscheu vor diesen jungen, faden Herren mit den blasierten Gesichtern und inhaltlosen Gesprächen. Zum erstenmal sieht sie einen ganz anderen Menschen. Sie selbst ist eine stille, verträumte Natur. Ihr ist, als sei sie diesem Jüngling verwandt. Sie sitzen einander gegenüber in den Sesseln unter der Palme. Aber sie sprechen nicht. Eine unendliche Befangenheit überkommt Erika Milanius. Ihre Brust atmet heftiger. Ihr kleines, liebes, schmales Köpfchen senkt sich auf die junge Brust. Jetzt weiß sie, daß jener Fremde dort sie liebt. Daß er sie liebt seit dem ersten Augenblick, als er sie sah. Und sie fühlt keine Entrüstung in sich. Es ist so wohlig, von dieser jungen, warmen, treuen, anbetenden Liebe umsponnen zu werden. Und dann plötzlich ist noch Seltsameres. Unwillkürlich hebt sie den Kopf. Ein Lächeln umspielt ihren Mund — sie sieht hinüber zu Ulrich Gerlach, und jetzt erkennt sie, daß auch er sie gar nicht mehr ansieht, daß er den Kopf gesenkt hat und seine Augen verträumt und mit sehnendem Ausdruck vor sich hinschauen. Sie schüttelt den Kopf. Das ist ihr gar nicht aufgefallen, daß sie beide bisher kein Wort miteinander sprachen. Im Gegenteil, sie hat das Gefühl, als ob sie sich nie in ihrem ganzen Leben so gut unterhalten hätte wie jetzt. Und doch muß sie lachen.

„Herr Gerlach, wissen Sie, was ich jetzt eben dachte?"

Er schaut auf, als erwache er aus tiefem Traum.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein."

Sie übersieht seine Verlegenheit.

„Ich dachte eben, Sie hielten mich für eine Wilde von den Palau-Inseln."

Er erschrickt.

„Das — das haben Sie gefühlt?"

Jetzt lacht sie hell auf.

„So ist es wahr! Sie halten mich wirklich für eine Wilde? Sehe ich denn gar so aus wie eine Menschenfresserin?"

Er blickt sie mit weichem Ausdruck an.

„Verzeihen Sie, aber ich dachte wirklich an ein liebes, kleines Mädchen, das mich einst pflegte, als ich noch ein Knabe war und krank. Ragabuil hieß sie und wunderhübsch war sie. Sie wissen ja nicht, wie hübsch sie sind, die Menschen in Baobeltaop. Zarte Glieder hatte sie, wie bräunliches Elfenbein, schwarzes Haar, geschmückt mit roten Hybiscusblüten. Und gut war sie. Sie wissen ja nicht, wie gut und treu und harmlos, wie ganz anders als diese Menschen hier, denen niemand ins Herz blickt, und die so ganz anders sind und fühlen, als sie reden. Gut und lieb war die kleine Ragabuil — so gut und lieb wie Sie sind, gnädiges Fräulein."

Sie blickt ihn nicht an. Und sagt ganz leise:

„Woher wissen Sie, daß ich gut bin?"

„Ich habe es in Ihren Augen gelesen, und Sie sind die einzige, die an mir einen Anteil nimmt — die einzige, die mich versteht."

(Fortsetzung folgt.)

Anna, die Perle.

Skizze von Heinzludwig Raymann.

„Ich darf wohl erwarten, daß du Anna nicht mehr so verzehrend ansiehst, Hermann, nachdem ich es dir nunmehr gesagt habe!“ leitete Frau Ottilie Neurath auf Klitschimm in der Mark, kaum daß das Dienstmädchen das Zimmer verlassen hatte, gewitterschwanger die Morgenunterhaltung ein. Hermann blieb die Tasse duftender Schokolade vor dem Munde wie festgeleimt stehen. Er saß wie erstarrt. Sein Mund tat sich auf.

„Bitte, Hermann,“ sprach Ottilie für ihn, „keine Ausflüchte. In diesen Dingen kenne ich mich aus!“ Hermanns Augen nahmen das seelenvolle Rund von Schellfischguckerln an.

„Soo....!“ dehnte er sein Erstaunen, „darin kennst du dich aus! So, so!“

„Ich meine natürlich, daß man mir, einer Frau, in solchen Dingen nichts weiß machen kann. — Schweig!“ — Hermann schwieg bereits ausgiebig. — „Ich wünsche in meinem Hause keinen Skandal.“

„Aber, Otti, ich weiß nicht, was du willst. Ich habe doch höchstens die Schokolade sozusagen verzehrend angesehen und nicht Anna!“

„Das ist es ja gerade! Seitdem Anna die Schokolade macht, kannst du nicht genug nehmen, loben und schmatzen. Als ich sie machte, hast du immer ein Gesicht gezogen. Mit Schokolade fängt es an, mit Scheidung hört es auf.“

„Aber, erlaube mal,“ regte sich Hermann vorsichtig auf, „soweit sind wir denn doch noch nicht, und was das Schmatzen anbelangt, so kann ich versichern, daß ich Anna noch nicht geschmatzt habe.“

„Huh, entsetzlich! Du verrätst ja deine geheimsten Gedanken. Also so hast du das verstanden. Sehr bezeichnend! Und dann dieser ordinäre Ausdruck schmatzen. Hast du mich früher auch „geschmatzt?“ O, ich unglückliche Frau! — Ich werde doch wohl Anna entlassen müssen.“

„Ich weiß gar nicht, was du auf einmal gegen Anna hast. Erst bist du froh, daß du endlich mal ein in jeder Beziehung ordentliches Mädchen hast, eine Perle; wie du sagst, und nun hat sie dir's mit der Schokolade angetan. Im übrigen erkläre ich dir, daß Anna hier bleibt, damit du dich von der Schokoladereinheit meiner Sehnsüchte überzeugen kannst.“

„Schweig! Sie kommt!“

Ein hochgewachsenes bernsteinblondes Mädchen in gestreiftem Waschkleid und weißem Herrschaftshäubchen trat mit dem Tablett ins Zimmer. Als sie die Augen der Frau Rittergutsbesitzer streng forschend auf sich gerichtet sah, während der Gatte verlegen in der leeren Tasse rührte, flog ein verstehendes Lächeln über ihr Gesicht. Sie bat bescheiden, abräumen zu dürfen. Sie entledigte sich ihrer Aufgabe mit vollendetem Anstand, mit geradezu damenhaften Bewegungen. Ottilie paßte haarscharf auf. So entging es ihr auch nicht, daß Hermann schräg von unten die schlankrunden Arme Annas mit den Augäpfeln abtastete und in das Spiel ihrer gut geformten Hände direkt verliebt schien. Als sich Ottilie kurz aber energisch räusperte, fuhr er auf und griff zur Zeitung, indes sich Anna rasch zur Wand drehte und ein Lachen verschluckte. Im Stillen mußte Ottilie sich gestehen, daß Anna tatsächlich vorteilhaft aussah. sich gut benahm und nie Anlaß zu Klagen gab. Sie war klug, wirtschaftlich und schien ehrlich zu sein. Dabei arbeitete sie flott und gänzlich selbständig. Tatsächlich mal eine Perle. Nun kam ihr ihr eigener Mann dazwischen. Kaum war Anna draußen, so schoß Ottilie los:

„Also, ich dulde unter keinen Umständen, daß du Anna so wie bisher ansiehst. Das geht gegen mein weibliches Schamgefühl. Außerdem haben wir als Leute von Stand Pflichten!“

„Ich werde zu ihr ebenso reserviert sein wie zu dir.“

„So, wie meintest du? Ja, ja! Aber dieser Vergleich ist doch wohl nicht nötig.“

„Nur nicht so pikiert, Otti, ich könnte es ja auch sein. Habe ich vielleicht je mit einem Hausmädchen angebändelt?“

„Nein, Männe, nicht daß ich's wüßte. Ich meinte das ja auch nur vorbeugend. Guten Morgen!“

„Merkwürdige Prophylaxis!“ brummte Männe hinter ihr her. „Das reizt ja förmlich heraus. Fescher Kerl, diese Anna. Tatsächlich Perle in geschmackvoller Fassung. Zum Anbeißen!“ —

Abends, kaum daß Ottilie nach Berlin in die Oper gefahren war, kam Hermann von einem Ritt zurück. Im Flur traf er Anna, die er bat, ihm beim Ausziehen der Stiefel behilflich zu sein. Ihr Erröten legte er in günstigem Sinne aus. Nachdem sie mit vereinten Kräften die engen Stiefel ausgezerrt hatten, plinkte Hermann Anna mit den Augen zu, schloß den Likörschrank auf und goß zwei Gläschen voll Curaçao. Anna mußte mittrinken; sie tat es mit eigenartigem Lächeln. Hermann erzählte einige nette Witze. Sie mußten beide laut lachen. Dann tranken sie einen Maraschino, einen Nokolaschka und schließlich einen Chartreuse. Annas Sträuben half ihr nichts. Hermann tätschelte ihre Wange und witzelte über seine gute Ottilie. Anna lachte. Gerade wollte er seinen Arm so nebenbei um Annas Schulter legen, als in dieses Idyll Ottilie wutschnaubend wie eine furchtbare Rachegöttin hineinplatzte. Anna schrie leise auf und lachte. Hermann stand gänzlich verdattert und lachte nicht, sondern goß eine rasch ergriffene Likörflasche in der Aufregung ohne hinzusehen neben die Gläser auf die Tischplatte aus.

Als die rotangelaufene Ottilie sich gefaßt hatte, schrie sie im Diskant: „Also doch! Wie ich richtig vermutet hatte, eine Liaison, ein Skandal! Sie“, fuhr sie Anna an, „Sie gehen auf Ihr Zimmer und packen Ihre Sachen! Sie verlassen sofort das Haus! Sie . . . Sie Person . . .!“

Als Anna hocherrötet etwas entgegnen und Hermann seinen Mund auftun wollte, schrie sie: „Ich lasse mich nicht betrügen! So eine gemeine Art, hinter meinem Rücken, wenn man mich in Berlin wähnt, die Ehe zu brechen!“

Anna stand starr. Dann schaute sie Neurath ironisch lächelnd an. Hermann wurde blaurot, ergriff plötzlich die Reitpeitsche und schlug laut klatschend auf den Tisch. Likör spritzte herum. Ottilie schrie laut auf, und Hermann donnerte:

„Jetzt ist's aber genug! Du scheinst irrsinnig geworden zu sein. Wenn ich Anna einen Likör anbiete, ist das noch lange kein Ehebruch. Was du redest, ist Bruch. Ich verbitte mir dieses dumme Gezänk. Ich habe es gründlich satt!“ Hermann schrie sich immer mehr in nie gesehenen Zorn, wie er Männer plötzlich befällt, denen nach jahrelangem Schweigen endlich die Quinte springt. Und dies hatte Annas leises ironisches Lächeln erreicht.

„Anna bleibt hier! Das sage ich dir. Hier bin ich Herr im Hause!“ Er schwang drohend die Peitsche, von der Nietzsche sagt, daß man sie bei Frauen nötig habe. „Anna, wagen Sie es nicht, unser Haus zu verlassen.“

Otti stand wie ein brüchiger Kleiderständer, gänzlich fassungslos. So etwas war noch nicht dagewesen. Das war ja offene Auflehnung. Welche Macht dieses Weib schon über Hermann besaß. Sie brach in schallendes Schluchzen aus:

„Dann werde ich morgen das Haus, wo ich einst glücklich war, verlassen!“

Und sie schritt in tragischer Haltung hinaus. Anna folgte. Hermann blieb als Sieger auf der Walstatt und genoß dieses Gefühl mit einer Farbenskala von Likören und dicken Importen.

Am nächsten Morgen fuhr schon recht früh ein älteres, scheinbar den besten Ständen angehörendes Ehepaar auf Klitschimm vor und fragte nach einem Fräulein Anna Werner. Ja, die sei hier Dienstmädchen im Hause. Darauf ließen sie sich dem Rittergutsbesitzer melden. Hermann schaute die beiden erstaunt aus verkaterten Augen an, als sie sich als Graf und Gräfin von s'Heerenberg aus Holland vorstellten. Und als sie gar das Mädchen, Anna Werner, allein zu sprechen wünschten, erschrak Hermann nicht schlecht und dachte an die tollsten Unannehmlichkeiten. Er führte die Herrschaften höchstpersönlich herauf, da Anna noch nicht erschienen war, nicht ohne zu unterlassen, Anna als eine Perle von Hausmädchen zu rühmen.

Als er Otti nicht beim Frühstückstisch vorfand, klopfte er an ihre Schlafzimmertür und erklärte, wenn sie nicht sofort erscheine, hole er sie persönlich heraus. Und siehe da, einige Minuten später erschien Ottilie am Frühstückstisch, allerdings mit der Miene einer beleidigten Königin und eisig schweigend.

Dann öffnete sich die Tür und hinter den frühen Besuchern trat Anna, die Perle, herein in vornehmem Reisekostüm, Brillanten im Ohr, Reisekoffer, Autokappe usw., ganz Dame, ganz Herrin. Hermann und Otti rissen den Mund auf und vergaßen ihn für's erste zu schließen. Anna lächelte bezaubernd. Dann erklärte der Graf:

„Darf ich Sie mit unserer Schwiegertochter, der Gräfin von s'Heerenberg bekannt machen, die Sie ja als Ihre „Perle Anna“ bereits kennen.“

Hermann rutschte fast aus dem Klubsessel, und Otti schnappte nach Luft. Der alte Graf lächelte:

„Ich bin Ihnen Aufklärung schuldig. Unser Sohn ist seit zwei Jahren mit Ihrer „Anna“ verheiratet. Leider haben wir Schwiegereltern uns um manches in dieser Ehe gekümmert, was uns nichts anging. So kam es, daß die Ehe unsern beiden Kindern zur Qual wurde und sie sich schließlich „für immer“ trennten. Unser Sohn hat sich die Trennung so sehr zu Herzen genommen, daß er kürzlich einen Selbstmordversuch unternahm. Wir haben uns daraufhin aufgemacht und unsere Schwiegertochter gesucht und sie endlich bei Ihnen als Hausmädchen entdeckt. Sie wollte unerkannt sein und beweisen, daß sie wirtschaften

und auch als ganz einfaches Mädchen durchs Leben kommen könne. Wir bitten Sie, uns Ihre Anna freizugeben!"

Otti und Hermann drohten vor Scham zu vergehen. Otti dachte mit Entsetzen an die „Person", an das Eifersuchtsgezänk und an die „Ehrlichkeit" und „Brauchbarkeit" ihres Mädchens. Hermann erinnerte sich peinvoll an die Likörszene und an das Wangengetätschel. Beide schauten die junge Gräfin wie einen seltenen Vogel, eine Prinzeß aus 1001 Nacht an. Anna, die Perle und Gräfin, lächelte schalkhaft. Dann lachte alles, erst verlegen, schließlich herzlich. Hermann verstieg sich schließlich zu der Behauptung, er habe sofort die Dame in Anna erkannt und sie dementsprechend behandelt. Otti lächelte dazu etwas süßsauer, und Anna schaute auf die Reitstiefel in der Ecke. —

Neuraths auf Klütschimm haben nie wieder solch eine vollkommene Perle von Hausmädchen bekommen wie die Gräfin Anna von s'Heerenberg. Und Männe schmeckt heute noch nicht die von Ottis zarten Händen liebevoll zubereitete Schokolade.

Ausgrabungen des Danziger Ordensschlosses.

Bei den Erdarbeiten, die seit Herbst vorigen Jahres von dem städtischen Kanalbauamt zwecks Neuregelung eines Dükers, sowie zur Erneuerung des Bollwerks auf dem Gelände des im Jahre 1554 zerstörten Danziger Ordensschlosses an der Mottlau ausgeführt wurden, sind zahlreiche Grundmauern aufgedeckt worden, die von der Leitung des Danziger Staatsarchivs als Bestandteile des alten Ordensschlosses festgestellt worden sind.

Das an dieser Stelle in dem Winkel zwischen Mottlau und Radaune auf einer quadratischen Grundfläche von etwa 300 Metern Seitenlänge vom deutschen Ritterorden um die Mitte des 14. Jahrhunderts errichtete Schloß war der Forschung bisher nur seiner allgemeinen Lage nach aus schriftlichen Nachrichten und älteren Karten bekannt. Über die Einrichtung der Burg im einzelnen fehlte fast jede Kenntnis, nur der Südwestturm der Burg in der Nähe des Fischmarktes an der Mottlau, der seinerzeit der Zerstörung entgangen ist, erinnert noch heute an die Zeit, da Danzig unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens zu hoher Blüte gelangte. Durch die neuerlichen Grabungen ist nun die längs der Mottlau sich hinziehende Ufermauer des Ordensschlosses aufgedeckt worden, ferner im rechten Winkel dazu landeinwärts gehend die Parchammauer nebst einer weiteren Mauer, zwischen denen der jetzt ebenfalls freigelegte alte Burggraben gelegen war. In der Ecke zwischen Ufermauer und Parchammauer sind die Fundamente eines Wehrturmes festgestellt worden, der als Gegenstück zu dem noch vorhandenen Turm die Südostecke des Schlosses gebildet hat. Seine Fundamente messen 6 bis 7 Meter. Durch die beiden Türme ist die Ausdehnung des Schlosses an der Mottlauseite gegeben. Schon jetzt sind auch einzelne Teile der Fundamente des innerhalb der äußeren Mauern gelegenen Hochschlosses bloßgelegt worden. Die Fortsetzung der Arbeiten verspricht über die Lage und Einrichtung des letzteren genauere Aufschlüsse zu geben.

Die Danziger Ordensburg soll zu den schönsten Burgen ihrer Art gehört haben. Ihre Zerstörung erfolgte durch die Danziger selbst, als sie durch ihre Gesandten in Krakau erfahren hatten, daß der König von Polen, den sie sich, dem Beispiel der übrigen westpreußischen Städte und der Ritterschaft des Landes folgend, an Stelle des Ordens zum Schutzherrn erwählt hatten, sich mit der Absicht trage, in alle Ordensburgen, auch in die Danziger, eine polnische Besatzung zu legen. Um zu verhindern, daß die Ordensburg zu einer polnischen Zwingfeste werde, haben die Danziger sie in aller Eile niedergelegt und erst beinahe 200 Jahre später, von 1630 ab, wurde aus ihren Trümmern an derselben Stelle ein neuer Stadtteil errichtet. H. H.



Bunte Chronik



* **Warnungssignale und ihre Gefahren.** Ursprünglich besaßen unsere Fahrzeuge keinerlei Warnungssignale. Das Pferdefuhrwerk hörte man kommen, das Rumpeln der eisenbewehrten Räder, der Tritt der Hufe genügte. Nötigenfalls tat der Kutscher einen Zuruf. Nur im Winter beim Schlitten hing man den Pferden Glocken an. Das Fahrrad brachte dann die „Warnungsklingel", das Auto die Hupe in den Verkehr. Je geräuschloser die Maschine der Kraftwagen lief, je geräuschloser das Straßenpflaster, je größer der allgemeine Verkehrslärm, desto mehr gewann die Hupe an Bedeutung. Aber wie immer im Leben: Übertreibung schadet. Kürzlich hat der Polizeipräsident von Berlin einen Paragraphen ausfindig gemacht, auf Grund dessen Autobesitzer und -führer bestraft werden, wenn sie übermäßig laute Warnungssignale ertönen lassen. Zu letzterem Unfug verführt besonders die elektrische Sirene oder elektrische Hupe, bei der der Fahrer nicht wie bei der pneumatischen fortgesetzt einen Ball zu drücken braucht, sondern nur einen Schaltknopf niederdrückt. Es ist aber auch zu beachten, daß die Tonhöhe eines Warnungssignals von Bedeutung ist. Sehr viele Menschen erschrecken bei abnorm hohen Tönen außerordentlich, und zwar infolge unbeherrschbarer Nervenreflexbewegung, ihnen gegenüber wirkt ein schrilles Signal derartig verwirrend, daß das Gegenteil erreicht wird. Sie verlieren die klare Überlegung, bleiben wie angewurzelt stehen, oder laufen plötzlich rückwärts. Bei manchen hat dieselbe erschreckende Wirkung sehr tiefer Ton ausgelöst. Ein Warnungssignal auf der Straße darf niemals erschrecken, sonst verfehlt es seinen Zweck. Übermäßig laute und übermäßig schrille akustische Signale sind gefährlicher, als gar keine. Auf keinen Fall darf aber der Glauben Platz greifen, dem leider auch viele Radfahrer huldigen, daß sie ihrer Pflicht genügten, wenn sie ein lautes Warnungssignal abgeben.

*

* **1100 Planetoiden.** Zwischen den Planeten Mars und Jupiter kreist eine sehr große Anzahl kleiner Planeten, von deren Existenz man bis vor wenigen Jahren noch keine Kenntnis hatte. Erst mit der Verbesserung der Fernrohre und mit der Verbesserung der Himmelsphotographie ist es gelungen, diese kleinen Asteroiden ausfindig zu machen. Vor kurzem wurde ihre Zahl auf mindestens 1000 angegeben, heute darf angenommen werden, daß ihre Zahl mindestens 1100 beträgt, da allein im letzten Jahre 79 solcher kleinen Planeten entdeckt worden sind. 17 hiervon wurden allein von dem berühmten Heidelberger Astronomen Wolf entdeckt. Anfänglich belegte man die neuentdeckten Planeten mit Namen, sah aber ein, daß dies auf die Dauer unmöglich ist, weshalb man sich heute mit Zahlen begnügt.

*

* **Radioflut in U. S. A.** Die Radioindustrie, die bei uns noch in den Kinderschuhen steckt, gehört in Amerika schon in die vorderste Linie der nachstrebenden Industrien. Der Gesamtumsatz des Jahres 1915 belief sich auf 2 Milliarden Mk., was gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme von fast einer Milliarde entspricht. Im ganzen sind 3 Millionen Empfangsgeräte und 20 Millionen Röhren verkauft worden, wofür von den Abnehmern 150 Millionen Dollar bezahlt worden sind.

*

* **Ein Meter Film.** Auf jeden Filmmeter gehen 50 Bilder, für 10 Meter Film braucht man also 500 Einzelaufnahmen. In einer Minute laufen ungefähr 40 Meter Filmstreifen ab ,da aber für jede Aufnahme durchschnittlich 35 verschiedene Handgriffe notwendig sind, bedarf es 70 000 solcher Handgriffe, um ein Stück Film herzustellen, das in einer Minute an unseren Augen vorüberrollt. Das ist aber erst der 60. Teil eines Films, der bei einer Länge von 2400 Metern anderthalb Stunden ein Publikum ergötzen soll.

*

* **Kleideraufschlitzer.** In dem schlesischen Städtchen Langenbielau benutzte ein Unhold auf dem städtischen Vergnügungsplatz den an den Schaustellungen herrschenden großen Andrang dazu, um einer großen Anzahl von Damen hinterrücks die Kleider zu zerschneiden. Der dadurch in den einzelnen Fällen angerichtete Schaden ist, abgesehen von der peinlichen Situation, für die Betreffenden ganz erheblich. Leider gelang es nicht, den Attentäter zu fassen.

Lustige Rundschau



* **Symbolisch.** Lehrerin: „Die Schlange im Paradies ist natürlich nur bildlich oder symbolisch gemeint. Was also mag damit gemeint sein." — Junges Mädchen: „Daß Eva sich an den Adam herangeschlängelt hat."

*

* **Der Selbstbinder.** Mein Vetter annonciert — so wird in „Reclams Universum" erzählt —, daß er einen Ackergehilfen sucht, der mit Selbstbinder fahren kann. Daraufhin bekommt er aus Berlin einen Brief folgenden Inhalts: „Früher war es den Landwirten wohl ganz gleich, was ihre Leute für Schlipse trugen, aber wenn sie Selbstbinder verlangen, müßte ich mich wohl dazu entschließen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.